

*Sebastian
Schoepp*

»SEHT ZU, WIE IHR ZURECHT- KOMMT«

Abschied
von der Kriegsgeneration



WESTEND

W E S T E N D

Sebastian Schoepp

Seht zu, wie ihr zurechtkommt

Abschied von der Kriegsgeneration

WESTEND

Mehr über unsere Autoren und Bücher:
www.westendverlag.de

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.



ISBN 978-3-86489-208-0

© Westend Verlag GmbH, Frankfurt/Main 2018

Umschlaggestaltung: Buchgut, Berlin

Satz: Publikations Atelier, Dreieich

Druck und Bindung: CPI – Clausen & Bosse, Leck

Printed in Germany

Inhalt

Hiergeblieben	
Der Anfang vom Ende	9
Das große Verdrängen	
Wie das Alter über den Alltag kommt	16
Abwärts	
Odyssee durchs Gesundheitssystem	35
Die Unfähigkeit zu reden	
Vater und der Krieg	69
Letzte Entscheidungen	
Im Heim und daheim	88
Sieh zu, wie du zurechtkommst	
Das Leben meiner Mutter	125
Das Haus in Berlin	
Geschichte eines Verlusts	165
Warte nur! Balde ruhest du auch	
Über das Sterben	197
Wir Kriegskinder	
Abschied von einer Generation	231

Dank an	278
Literatur	279
Anmerkungen	282

»The past is never dead. It's not even past.«

William Faulkner

Hiergeblieben

Der Anfang vom Ende

»Man ist doch ein bisschen mitgenommen.«

Lothar Schoepp, Feldpostbrief vom
18. Februar 1944, Drohobycz, Ukraine

Buenos Aires ist eine schöne, aufregende Stadt – dort Korrespondent einer großen deutschen Tageszeitung zu sein ist ein Journalistentraum, vor allem wenn man intensiv darauf hingearbeitet hat. Ich war viele Jahre in der Redaktion Außenpolitik für den iberoamerikanischen Raum zuständig, hatte von München aus die Korrespondenten in Lateinamerika und auf der Iberischen Halbinsel betreut und selbst die eine oder andere Dienstreise dorthin unternommen. Nun stand ich selbst vor dem großen Sprung. Auch privat schien alles über den Atlantik zu deuten. Ich war liiert mit einer Spanierin, einer passionierten Hobbytangetänzerin, die darauf brannte, in den Salons der argentinischen Hauptstadt ihre »Ochos«, »Cruzadas« und sonstige Drehungen zu perfektionieren.

Dass ich mich, kurz bevor dieser Traum wahr wurde, dann doch für München-Neuperlach entschied, hatte zwei Gründe: meine Mutter und meinen Vater.

Um es vorweg zu sagen, es war keine schwere Entscheidung; es war die einzig mögliche.

Mein Arbeitgeber wartete gerade auf meine Zusage für Südamerika, als mich am Schreibtisch in der Redaktion ein Anruf der Nachbarin meiner Eltern erreichte. Mutter sei »umgekippt«.

Das war ihr in ihrem Alter – sie war 88 – schon öfter passiert, aber immer glimpflich ausgegangen. Mal war sie im Garten ge-

stürzt infolge einer Kreislaufschwankung und hatte sich den Arm gebrochen, mal rammte sie zerstreut ein parkendes Auto und musste danach eine Halskrause tragen. Sehr unangenehm, aber beherrschbar.

Was war jetzt los?

Ich fuhr durch Schnee und Eis zur Kreisklinik in der Kleinstadt östlich Münchens, in der meine Eltern lebten. Es dämmerte, die Straßen waren in ein kaltes, blaues Licht gehüllt, es sah schon draußen aus wie in einem Operationsraum. Als ich ankam, fragte ich an der Pforte, wo Mutter liege. »Intensivstation«, lautete die Auskunft.

Man musste eine Art Schleuse passieren, die die Station von der septischen Außenwelt abschirmte. Dahinter ein nüchternes Wartezimmer. Dort lag eine Frauenzeitschrift aus. »Warum Fetischlokale immer beliebter werden« lautete die Titelgeschichte.

Was hatte ich erwartet? Die Bibel?

Nach einer guten halben Stunde trabte ein Arzt herein. Er atmete schnell, der Schweiß rann ihm über das Gesicht. »Wir haben gerade mehrere Notfälle hereinbekommen«, sagte er. Man hörte Getrappel auf dem Flur, im Laufschrift wurden Tragen vorbeigeschoben. Ein schwerer Verkehrsunfall.

Zwischendurch hatte der Doktor Zeit gehabt, sich um Mutter zu kümmern.

»Sie hat ein Aneurysma«, sagte der Arzt, »wissen Sie, was das ist?«

»Ich habe eine vage Ahnung.«

»Ihr ist eine Schlagader in der Nähe des Herzens geplatzt, wie ein poröser Schlauch«, sagte der Arzt. »Das kann nicht so bleiben.«

Das klang einleuchtend.

»Und jetzt?«, fragte ich.

»Wir verlegen sie nach Bogenhausen, dort wird sie operiert, noch heute Nacht«, sagte der Arzt und verschwand in Richtung der Unfallopfer.

Mutter lag in einem verkabelten Raum, auch sie selbst war gründlich verkabelt worden. Aber sie war bei Bewusstsein, kramte in ihren Sachen herum.

»Kannste mal gucken, wo meine Handtasche ist?!«, lautete ihr Begrüßungssatz. Es war keine Frage, es war eine Anordnung. So war Mutter.

»Was ist denn mit dir los?«, wagte ich einen Gesprächsanfang in dem verharmlosenden Ton, der zwischen uns in Gesundheitsdingen üblich war. Nur nichts dramatisieren, so lautete stets die Devise. Sie hatte ihre randlose Brille auf und guckte verärgert.

»Ich weiß nicht, was los ist«, sagte sie in dem Ton energischer Verstimmung, der mich als Kind stets in Habachtstellung versetzt hatte. Störungen, egal ob bei ihr selbst oder bei anderen, pflegte Mutter mit äußerster Ungeduld aufzunehmen. Was nicht funktionierte, musste wieder zum Funktionieren gebracht werden, egal ob Gebrauchsgegenstände oder ihr eigener Körper. Sie hatte ihr Leben lang Sport getrieben, aber nicht exzessiv, Radfahren, Joggen, Skilaufen, solche Sachen. Raucher hielt sie für »Dreckschweine«, wie sie mir als Jugendlichen mal angesichts der vollen Aschenbecher in meinem Partykeller sagte. Einzig ein tägliches Gläschen Bier oder Wein zum Essen gehörte für sie zur Abweichung von der Selbstdisziplin, die gar keine war, sondern Gewohnheit und anerzogene Genügsamkeit. So war sie ohne große Störungen 88 Jahre alt geworden.

Ihre Verkabelung nahm sie nun mit der Duldsamkeit eines Menschen hin, der Schlimmeres erlebt hat.

Ich gehöre ja eher zu den Wehleidigen. Schon als Kind schlug ich Symptome in Gesundheitsbüchern nach. Ich drehe halb durch vor jeder Wurzelbehandlung beim Zahnarzt. Mutter hatte noch Zahnärzte erlebt, die ihren Bohrer mit einer Tretkurbel bedienten und Patienten vor Extraktionen mit Lachgas betäubten.

Jetzt stand ich herum wie ein überflüssiges Möbelstück.

»Die behaupten, ich sei umgekippt«, sagte Mutter, so, als könne das gar nicht sein.

»Bist du wohl auch«, sagte ich. »Wie fühlst du dich?«

»Mir ist schwindlig.«

Körperlicher Verfall war in Mutters Lebensplan nicht vorgesehen, sie und Vater hatten niemals auch nur die geringsten Anstalten gemacht, über ihr Alter oder das Sterben zu reden.

Mutter faltete ihre Brille zusammen, prüfte, ob alles in ihrer Handtasche war, die ich inzwischen in einem blauen Plastiksack unter dem Bett entdeckt hatte. Kreditkarten, Schnupftuch, Brillenetui, alles da.

Ich wartete stumm, bis die Leute vom Krankentransport kamen, Mutter auf eine Trage schnallten, was geraume Zeit in Anspruch nahm, weil man gefühlte zwanzig weitere Schläuche mit dazugehörigen Apparaturen an ihr befestigte, Nadeln unter die Haut schob, Beutel anschloss, Messgeräte justierte. Ihr blasses, faltiges Gesicht verschwand immer mehr in dem Aufbau.

Ich stand da und guckte zu. Später dachte ich, dass es wahrscheinlich angemessen gewesen wäre, ihre Hand zu nehmen, ihr übers Haar zu streichen, sie zu trösten – was man nach landläufiger Annahme eben so tut als guter Sohn. Doch solche Dinge hatte es bei uns nie gegeben.

»Gute Fahrt«, sagte ich, als man sie hinausschob, so, als ginge sie auf einen Ausflug. Es sollte trocken-witzig klingen.

»Tschüss«, sagte sie. Und dann kam jener trockene, halbironische Satz, den Mutter so oft im Leben zu sich selbst gesagt hatte: 1945 als junge Frau beim Einsatz in einer Rüstungsfabrik an der Ostsee, als sie vom Kriegsende überrascht wurde; in den 1950er Jahren als Studentin in Berlin, als die Entscheidung anstand, ob sie im Osten oder Westen Karriere machen sollte; zehn Jahre später, als sie längst in Bayern lebte und ihr Sohn auf die Welt kam. Diesen Satz, ein Lebensmotto, eine Art Mantra fast, nicht nur ihr eigenes, sondern das einer ganzen Generation, richtete sie nun an mich: »*Sieh zu, wie du zurechtkommst.*«

Es klang wie ein Vermächtnis, und zugleich schwang unüberhörbar ein Zweifel mit, ob der, der da vor ihr stand, mit der gesetzten Situation, also dem weiteren Leben, zurechtkommen würde.

Wenn ich den Arzt richtig verstanden hatte, stand ihr eine Herzoperation auf Leben und Tod bevor.

Das wusste auch der Krankenwagenfahrer.

»Wollen Sie gleich hinterherfahren?«, fragte er.

Das ist es wohl, was Menschen tun. Angehörige folgen besorgt der Ambulanz, sprechen mit Verwandten in ihre Handys, kampieren neben den Betten ihrer Lieben, füttern sie, schütteln Kissen auf, halten Hände, laden E-Book-Reader. Doch ich schüttelte nur den Kopf. So war ich nicht aufgewachsen. Ich kannte noch die Zeit, als es zweimal in der Woche Besuchszeit im Krankenhaus gab. Ich hatte gelernt, dass man zurechtkommen muss.

Der eigentliche Grund, warum ich nicht hinterherfuhr, um Mutter beizustehen, war jedoch ein anderer.

Es war Vater.

Der saß zum gleichen Zeitpunkt mit einem dick bandagierten Auge zu Hause im Wohnzimmer des elterlichen Häuschens, wenige hundert Meter vom Krankenhaus entfernt. Er war am Nachmittag operiert worden. Eine Katarakt-Operation (Grauer Star) ist heutzutage nichts Besonderes, Routine, meistens mit gutem Ergebnis. Doch zu diesem Zeitpunkt fatal. Die Aufregung um die OP hatte zu Mutters Herzanfall das entscheidende Quäntchen Stress beigetragen. Sich um ihren hilflosen Ehemann zu kümmern war eine Herausforderung.

Die Hypochondrie habe ich von ihm geerbt. Noch mit 89 Jahren, in einem Alter, in dem andere todkrank darniederliegen, leistete er sich den Luxus, heftig zu somatisieren, obwohl es ihm körperlich vergleichsweise gut ging. Mehrmals die Woche musste oder wollte er zum Arzt, Mutter fuhr ihn tapfer, obwohl sie mit ihrem blauen VW-Polo schon den einen oder anderen fremden Kotflügel gestreift oder den Seitenspiegel am Garagentor gelassen hatte. Zu Vaters zahlreichen Leiden wie Bluthochdruck und altersbedingter Herzschwäche gesellten sich andere, die er sich bei dem Versuch einhandelte, die ersteren zu bekämpfen. Er war Naturwissenschaftler, Chemiker, und versuchte, seinen Körper zu behandeln wie eine Maschine, bei der man regelmäßig Flüssigkeiten nachfüllen musste, damit sie lief. Vater war ein umständlicher Mensch, der Berechnungen mehr glaubte als dem Augenschein. Das wäre ihm nicht nur im Krieg als Artillerist fast zum Verhängnis geworden, als er wegen eines Rechenfehlers die eigenen Leute beschoss. Es wirkte sich auch

fatal bei der Berechnung seiner Marcumar-Dosis aus, die er selbst täglich nachjustierte. Er saß dann hypernervös vor dem Blutdruckmessgerät und trieb mit seinen eigenen Beobachtungen den Blutdruck in die Höhe, wie in einem Heisenberg'schen Experiment.

Ein willfähriger Hausarzt, der sich seinem ständigen Drängen nicht anders zu erwehren wusste, hatte Vater mit allerlei Blutverdünnern ausgestattet, die ihn fast ins Grab brachten. Ein paar Monate zuvor hatte Vater schwere innere Blutungen erlitten. Er lag wochenlang im Krankenhaus und in der Reha, danach sogar kurz auf einer Pflegestation. Erst vor Kurzem war er wieder nach Hause gekommen.

Nun lag wiederum Mutter in einem Krankenwagen, und Vater saß klapprig und alt mit einem frisch operierten Auge allein am Esstisch und versuchte zu begreifen, was passiert war: nämlich dass er nun ohne seine Ehefrau auskommen musste. Für wie lange? Für immer vielleicht?

Frau H., die Nachbarin, hatte Vater nach Hause gefahren, während ich im Krankenhaus bei Mutter saß, und ihm Suppe gekocht. Die löffelte er geduldig. Mit nur einem Auge war es schwierig, mit dem Löffel den Mund zu treffen. Er kleckerte.

Als er fertig war, packte die Nachbarin Besteck und Teller und ging.

Was hätte ich ohne Frau H. getan?

»Auf Wiedersehen und vielen Dank«, sagte ich.

»Nichts zu danken, ist doch selbstverständlich«, sagte sie.

Ich sah Vater an und er mich. Er hockte gekrümmt am Tisch, in sich zusammengesunken, 89 Jahre lasteten auf ihm. Gehen konnte er kaum ein paar Meter weit. Gut, dass der Treppenlift da war.

»Wie geht's Mama?«, fragte er. Er nannte seine Frau mir gegenüber stets »die Mama«, als wäre ich noch ein Kind.

»Man hat sie in eine Spezialklinik gefahren, sie wird heute Nacht operiert.«

Vater guckte so betreten, wie er das mit einem verbundenen Auge konnte.

»Ist es schlimm?«

»Ich glaube schon.« Über das Ausmaß der Operation, die ihr bevorstand, schwieg ich mich aus.

Er schwieg.

»Kommst du klar?«, fragte ich ihn.

»Ja, ich komm klar«, sagte er.

Ich wusste, dass er nicht klarkam.

Und ich wusste, dass auch ich nicht klarkam.

Ich ging zur S-Bahn und fuhr nach Hause in die Großstadt, obwohl ich hätte bei ihm bleiben sollen, müssen.

Klar war eigentlich nur eines: Ich würde vorläufig nirgendwo hingehen – am wenigsten nach Buenos Aires.